



(Nachdruck verboten.)

Fremde Welten.

4) Roman von Reinhold Drimann.
Der kleine Mann mit dem sandgelben Barte erhob ſich und trat ebenfalls dicht an den Tiſch heran, ſo daß ſie einander Auge in Auge gegenüberſtanden.

„Und wenn ich es nun ausdrücklich von Dir verlangte, als einen Beweis Deiner Dankbarkeit und als ein Zeichen Deines Gehorſams? — Haſt Du nicht Alles, was Du gelernt haſt, mir allein zu verdanken? Und habe ich darum nicht ein gutes Recht, Deine Kenntniſſe jezt für mich in Anſpruch zu nehmen?“

„Soweit es ſich mit meinem einmal feſtgeſtellten Lebensplan vereinigen läßt — gewiß! — Aber ich kann Dir nicht meine Zukunft, meine Hoffnungen, das Glück meines ganzen Lebens zum Opfer bringen. Mit ſolchem Preis, Onkel Thöniffen, wären Deine Wohlthaten denn doch gar zu theuer bezahlt.“

Die ſahle Geſichtsfarbe des Anderen bekam einen noch lebhafteren Stich ins Gelbe, und in ſeinen Augen war ein faſt unheimliches Glitzern.

„Du haſt da allerdings eine ſehr bequeme Art, Deine moralischen Verpflichtungen von Dir abzuwälzen. Aber ich möchte Dir doch rathe, in Deinem Hochmuth nicht zu weit zu gehen. Noch biſt Du von mir abhängig, und wenn ich heute meine Hand von Dir abzöge, wärſt Du mit all' Deinen griechiſchen Vokabeln und dem ſonſtigen gelehrten Krimſtrams nichts Betteſeres als ein Bettler. Also bedenke wohl, was Du thuſt, ehe Du mich wirklich zornig machſt! Zu einer Dummheit kann ich beide Augen zudrücken — eine offenbare Undankbarkeit aber werde ich mir nicht gefallen laſſen.“

Seine Drohungen waren unverkennbar ernſthaft genug gemeint; aber ſie erſchütterten Wolfſhardt's Entſchloſſenheit nichts-beſoweniger keinen Augenblick.

„Es thut mir leid, Onkel, daß Du meine Weigerung durchaus nur unter dem Geſichtspunkte der Undankbarkeit betrachten kannſt; aber ich ſehe leider kein Mittel, Dich von der Ungerechtigkeith dieſes Vornourfs zu überzeugen. Gern würde ich Alles gethan haben, was ich vermag, um einen Theil meiner großen Dankſchuld abzutragen; aber da Du gerade das Unmögliche von mir verlangſt —“

„Das Unmögliche?“ . . . Herr Thöniffen ſchlug mit ſeiner mächtigen Fauſt auf den Tiſch, daß das gebrechliche Möbel in all' ſeinen Jugen krachte. „Das Unmögliche? — So biſt Du vielleicht zu vornehm, der Untergebene eines einfachen Buchdruckers zu werden — wie? Dein Stolz verbietet Dir das — nicht wahr? Du biſt ja auch von ſo beſonderer Herkunft, daß man Dir dergleichen gar nicht zumuthen ſollte!“

„Laſſen wir meine Herkunft aus dem Spiel, wenn es Dir recht iſt, Onkel Thöniffen! Ich —“

„Willſt Du mir Vorſchriften machen, wovon ich zu reden abe und wovon nicht? — Gerade an Deine Herkunft möchte ich

Dich erinnern, und es wäre vielleicht ein ſehr heilſamer Dämpfer für Deinen dünkelfaſten Hochmuth geweſen, wenn ich es ſchon früher gethan hätte. Willſt Du wiſſen, von wo ich Euch aufgeleſen habe — Deine Mutter und Dich? — Von der Straße — ja, buchstäblich von der Straße! Und meine Verwandtſchaft mit Euch war von einer ſo weilläufigen Art, daß ſie mir wahrhaftig nicht einmal die Verpflichtung auferlegt hätte, Euch auch nur ein Stück Brod zu reichen. Hundert Andere würden ſich an meiner Stelle gewiß zehn Mal bedacht haben, ehe ſie ſich mit Euresgleichen befaßt hätten; denn es iſt am Ende nicht angenehm, die Angehörigen eines Fälfchers und Diebes unter ſeine eigene Familie zu zählen.“

„Onkel Thöniffen!“

Ueber den Tiſch hinweg hatte Hermann Wolfſhardt den kleinen Mann an den beiden Schultern gefaßt, und aus ſeinem dunkelgerötheten Antlitze ſprachen zugleich Entrüſtung und großes Entſetzen.

„Was ſagſt Du da? — Wer — war ein Fälfcher und ein Dieb?“

Unwillig machte ſich der Geſragte los.

„Erinnere Dich gefälligſt, wen Du hier vor Dir haſt! — Und ſtelle Dich nicht gar ſo unſchuldig! — Auch wenn Deine hochmüthige Frau Mutter es Dir wirklich verſchwiegen hätte, von irgend einer anderen Seite wiſt Du doch erfahren haben, was doch die ganze Welt wußte. Die Leute ſind im Allgemeinen nicht ſo zartfühlend, ſolche Dinge wie ein Geheimniß zu behandeln.“

„Aber was — um Gotteswillen — was ſollte mir verheimlicht oder offenbart worden ſein? — Ich ſchwöre Dir, Onkel, daß ich auch nicht im Entfernteſten ahne, worauf ſich Deine fürchterlichen Andeutungen beziehen!“

„Um ſo ſchlimmer für Dich, daß Du mich nöthigſt, heute davon zu reden! Du weiſt alſo gar nichts über Deinen Vater und über die Umſtände, unter denen er ſich aus dem Staube machte?“

„Ich weiß nichts Anderes, als daß er uns verließ und daß er jenseits des Ozeans verſchollen iſt. Aber daß jene ſchrecklichen Worte ſich auf ihn bezogen haben ſollten — es iſt ja nicht möglich, Onkel Thöniffen! — Ich bitte Dich, ſage mir ausdrücklich, daß Du nicht an ihn gedachſt.“

„Hi! — Nicht ſo laut! — Deine Auserwählte könnte leicht in dieſem Augenblicke ihr Ohr an das Schlüſſelloch gelegt haben, und es möchte Dir am Ende nicht ſehr angenehm ſein, wenn ſie auf dieſe Art über gewiſſe dunkle Punkte in der Geſchichte Deiner Familie aufgeklärt würde. — Allerdings iſt es Dein Vater, den ich vorhien gemeint habe, und ich wüßte nicht, wie man ihn mit milderen Worten bezeichnen ſollte, nach dem, was er gethan.“

Mit einem dumpfen Stöhnen preßte Wolfſhardt beide Fäuſte gegen die Stirn. In dem breiten, grobknochigen Geſichte des Anderen aber zeigte ſich nicht die leiſeſte Regung des Mitleids, und es war faſt etwas von Behagen in der Art, wie er wieder ſeinen ſtruppigen Kinnbart zu reiben begann.

„Du kannſt Dir bei dem Bankhauſe Wellinger und Compagnie Auskunft über die Einzelheiten geben laſſen, wenn Du

sehr neugierig bist," fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Das Kurze und das Lange von der Sache ist, daß Dein Vater, der Kassirer und Prokurist bei diesem Hause war, mit Hülfe raffinierter Fälschungen eine Summe von mehr als hunderttausend Thalern unterschlagen und damit das Weite gesucht hat. Da er sich angeblich auf eine Urlaubsreise begeben hatte und da er das volle Vertrauen seines Chefs genoß, hatte er einen Vorprung von beinahe vierzehn Tagen, als sein Verbrechen entdeckt wurde, und diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß er trotz stekbriefflicher Verfolgung glücklich entkam. Seine Frau und sein Kind hatte er ohne alle Mittel zurückgelassen, und da Deine Mutter in einer Anwandlung sehr sonderbaren Stolzes darauf bestand, ihre ganze Habe zu verkaufen, um mit den paar Pfennigen, die daraus erlöst wurden, einen lächerlich geringfügigen Bruchtheil des angerichteten Schadens zu ersetzen — da es überdies Niemanden gab, der eine Verpflichtung gehabt hätte, sich Curer anzunehmen, so hättest Ihr wahrscheinlich elend zu Grunde gehen müssen, wenn ich nicht mitleidig genug gewesen wäre, mein bischen Armuth mit Euch zu theilen. — Ich will mich dessen ja nicht rühmen; aber ich meine doch, daß ich etwas Besseres dafür verdient habe als schnöden Undank und eine hochmüthige Behandlung.“

Der junge Mann war in einen Stuhl niedergesunken, hatte die Arme auf den Tisch gelegt und das Gesicht darin verborgen. Er sprach kein Wort und nur das Wehen seiner Schultern wie das krampfartige Schluchzen, das zuweilen seinen ganzen Körper schüttelte, verrieth, ein wie fürchtbarer Schmerz seine Seele zerriss und durchwühlte.

Herr Thönissen sah auf ihn herab, ohne daß sein fahles Gesicht sich im Mindesten verändert hätte. Nachdem er ein paar Minuten lang auf eine weitere Frage oder auf irgend eine andere Aeußerung gewartet hatte, drehte er sich mit einem kleinen Gähnen um und fing an, die Titel auf den Bücherrücken in dem Regal zu studiren. Vollkommen gelassen erhob er den Kopf, als er sich nach einer langen Weile an der Schulter berührt fühlte und als er wahrnahm, daß Hermann Wolfhardt an seine Seite getreten war.

„Wenn ich Dir heute zu nahe getreten bin, Onkel Thönissen —“ und die Stimme des jungen Mannes hatte einen seltsam veränderten Klang — „so sei mir darum nicht länger böse! Ich wußte allerdings nicht, wie groß die Dankeschuld ist, die ich Dir zu entrichten habe.“

„Na ja, ich hatte Dir bis dahin nicht weh' thun wollen, indem ich ohne Noth an die alten, halbvergesenen Geschichten rührte. Und es thut mir, wie gesagt, leid, daß Du mich heute dazu genöthigt hast. Aber wir wollen uns das gegenseitig nicht weiter nachtragen, mein Junge! Es freut mich, daß Du wenigstens jetzt zur Einsicht gekommen bist, und ich hoffe, wir werden in Zukunft um so besser mit einander fertig werden.“

In dem bleichen Antlitz Wolfhardt's, das gleichsam erstarrt schien in einem übergroßen Schmerz, veränderte sich während dieser herablassend gutmüthigen Erwiderung seines Verwandten keine Linie.

„Noch einen Augenblick, Onkel," fiel er ihm in die Rede, „denn ich möchte nicht, daß Du mich mißverstehst. Ich werde es fortan als die vornehmste Aufgabe meines Lebens betrachten, Dir zu erstaten, was Du für meine Erziehung und Ausbildung aufgewendet hast — den Vorschlag aber, den Du mir vorhin gemacht, vermag ich jetzt noch weniger anzunehmen als zuvor.“

„Was? — Noch weniger als zuvor? — Du wirst es also auch künftig für das Bequemere halten, mich mit schönen Worten zu bezahlen?“

„Nein! — Aber ich könnte nicht unter einem Dache mit Dir leben und könnte nicht gemeinsam mit Dir arbeiten. Ver-

suche nicht, mich unter dies Joch zu zwingen, denn es würde auch Dir nicht zum Segen gereichen. Aber wenn Du es gut mit mir meinst, so gieb mir noch Antwort auf einige Fragen. Hat man wirklich nie mehr von — von meinem Vater gehört?“

Thönissen hatte ein paar Schritte durch das Zimmer gemacht, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und mit grünem Blick vor sich hin auf die Dielen starrend.

„Nein!“ stieß er kurz hervor, nachdem er ein paar Sekunden hatte verstreichen lassen. „Wahrscheinlich ist er trotz seines gestohlenen Geldes drüben elend zu Grunde gegangen, wie es ja den meisten Spitzbuben passiren soll. Wenn er gestorben ist, so war das jedenfalls noch das Gschickteste, was er thun konnte.“

Wolfhardt wandte das Gesicht ab.

„Meine arme Mutter!“ kam es wie ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. „Jetzt erst verstehe ich ihre Trauer, die niemals enden wollte, und ihre nimmer versiehenden heimlichen Thränen.“

„Ja, wenn mit dem Trauern und Weinen nur etwas zu bessern gewesen wäre! — Aber sie hat damit nichts Anderes zu Wege gebracht, als daß man sie begraben mußte, gerade da Du sie am besten hättest gebrauchen können. Was Dein Vater an Ehrgefühl zu wenig hatte, das hatte sie davon zu viel. Und sie ist viel mehr an ihrem falschen Dünkel zu Grunde gegangen, als an ihrem Unglück. Weil meine Wohlthaten sie bedrückten, arbeitete sie sich an ihrer Nähmaschine zu Schanden, nur um den Plebejer, den sie im Grunde ihres Herzens verachtete, nicht: „Schön Dank!“ jagen zu müssen. Das Meiste von dem Geld, das ich ihr geschickt hatte, fand sich unangerührt nach ihrem Tode vor, und vielleicht hat sie sich noch im Grabe umgedreht, weil sie sich's wohl oder übel hatte gefallen lassen müssen, daß sie auf meine Kosten unter die Erde gebracht wurde.“

Etwas wie ein flüchtiger Freudenstimmer war bei diesen Worten des Anderen in Hermann Wolfhardt's Augen aufleuchtet.

„Sie nahm Deine Geschenke nicht an — sie wollte sich und ihr Kind durch eigene Kraft erhalten! — Ja, das sieht ihr ähnlich, meiner edlen, stolzen, geliebten Mutter — und ein Schurke will ich sein, wenn ich mich ihres hochherzigen Vorbildes jemals unwürdig zeige. — Noch einmal, Onkel Thönissen — nimm meinen aufrichtigen Dank! — Er ist Alles, womit ich Dir in diesem Augenblick vergelten kann; aber der Tag wird kommen, da ich Dir mit Zinsen und Zinseszinsen das Darlehen erstatte, das Du mir gegeben.“

„So laß doch zum Henker endlich diese hochtrabenden Reden! — Am Ende ist es freilich immer noch besser, Du artest nach Deiner Mutter als nach — dem Anderen! Aber wenn Du Dir durchaus ein Beispiel an ihr nehmen willst, so nimm Dir ein Beispiel an dem frühen Ende, das sie nur ihrem thörichten Stolze zu verbanken hatte. Und vergiß nicht, daß es mir verdammt ernsthaft war mit dem, was ich Dir vorhin sagte. Erhalte ich nicht Deine bestimmte Zusage, daß Du gleich nach dem Examen zu mir kommst, um in meinem Geschäft thätig zu sein, so find wir von Stund an fertig miteinander, und Du magst zusehen, woher Du das Geld für die Promotion und für die Vollenbung Deiner Studien nimmst.“

„Ich habe Dir meine Antwort bereits gegeben, Onkel! Auch wenn ich mir fürstliche Reichthümer erwerben könnte, würde ich Dein Anerbieten zurückweisen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Interessantes aus Marokko.

(Schluß.)

Die „Hauptstadt“ des Bokoya-Distrikts ist Abuz, einst von andalusischen Mauren gegründet, mit ungefähr dreitausend Einwohnern in siebenhundert Hütten, auf der Scheitelfläche eines kleinen Berges gelegen, welche die umliegende Ebene beherrscht und einen freien Ausblick weithin übers Meer hin gewährt, und ist allseits von einem undurchdringlichen Wall dichtverchlungenener Niesen-Kastuffe umgeben. Abuz ist auch die Handelszentrale des umliegenden Gebiets und als solche gar nicht einmal so unbedeutend, als man nach all der augenscheinlichen Misere des Volkes nachgerade meinen möchte. Magazine und Buden mit allerhand landesgebräuchlichen Waarenvorräthen gut versehen. Zahlreiche „Cafés“, in denen geradezu ungeheure Mengen von grünem Thee — für einen Pfennig die Tasse — im Laufe des Tages von den stets zahlreichen Gästen genehmigt werden, also richtiger Theehäuser genannt werden sollten. Allerdings ist auch Kaffee zu haben, wird jedoch sehr selten getrunken, da das Volk des Moghreb wenig Geschmack daran findet. Aber kein Tschibuk, kein Nargileh, keine Zigarette ist zu sehen; denn das Tabakrauchen gilt bei den Nisioten und allen Berbervölkern insgesamt nicht nur für unanständig, sondern sogar auch für sündhaft. Aus den Gartüchchen fröhnt der Duft der in hochgradig ranziger Butter bratenden Fritze. Aber nicht allein diese profaischen Genüsse sind es, in denen die Bürger der Bokoya-Metropole schwelgen. Nur „böse Menschen haben keine Lieder“ und die Bokoya sind ganz besondere Liebhaber der Musik. Vom benachbarten Stamm der Beni-Uriarel, welcher das wandernde Virtuosenstumm geradegu als Spezialität und Lebensberuf betreibt, finden sich stets zahlreiche ausübende Künstler in den Bazaren von Abuz ein und lassen ihre Weisen hören. Jedes einzelne Orchester besteht nicht nur aus zwei Instrumenten, einer Schilfrohr-Marinette und einer großen Trommel, man kann aber nichtsdestoweniger einen Höllenlärm damit erzeugen.

Das sind die Leute, die zur Zeit mit mehreren europäischen Großmächten im „Kriegszustande“ sich befinden. Ein eigentlich lächerlicher Kampf der Zwerge gegen Riesen, bei dem jedoch, genauer betrachtet, die Chancen des Erfolges zu Gunsten der ersteren stehen. Eine recht ansehnliche Kriegsflotte hat sich vor ihrer felsigen Küste verammelt. Mehrere Kreuzer ersten Ranges, wie die „Lombardia“ von Italien, der französische „Cosmos“, der portugiesische „Adamasior“, zwei spanische Panzer, „Furor“ und „Destructor“, dazu noch verschiedene kleinere Fahrzeuge, Kanonen- und Torpedo-Boote. Italien, heißt es, will noch einige weitere Schiffe senden, und England wird kaum mehr lange zögern, des „europäischen Gleichgewichts wegen“ auch seinerseits eine Escadre auf der Bildfläche der marokkanischen Gewässer erscheinen zu lassen. Diese Seeumgethume fahren nun seit geraumer Zeit bereits drohend zwischen Tanger und der Bai von Alhucemas herum; sie dampfen hin, sie gondelt wieder, quadrille des Croiseurs nennt es der „Neveil de Maroc“, ein in Tanger erschienenenes Wochenblatt. Doch den Nisioten scheint das Schauspiel dieses imposanten Flottentanzes recht herzlich wenig zu imponiren. Es ist auch gar nicht recht einzusehen, wozu diese internationale Armada eigentlich dienen soll, auf welchem Wege man damit irgend welche Erfolge zu erzielen gedenkt. Sie könnte sich mal, so gut es geht, der Nisküste nähern und einige Klippen derselben anschließen; vielleicht auch Truppen landen, um einige in der Nähe des Strandes liegende Quars, elende Lehmhüttenböcker niederzubrennen und in der Steppe verlaufene Dohsen zu jagen. Ein weiteres Vordringen würde aber schon mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein. Dies könnte nur allmählich und etappenweise geschehen. Es ist fraglich, ob man im Verlaufe des Winters noch halbwegs damit zu Stande zu kommen vermochte. Sollte man diesbezüglich auf Kreta nichts gelernt haben?

Es ist auch von einer beabsichtigten oder vorgeschlagenen Konferenz die Rede, welche in Jez ad hoc zusammentreten sollte. Hiermit würde man aber auch zu irgend einem praktischen Erfolge kaum gelangen, es würde dann die ganze „marokkanische Frage“ dabei aufgerollt. Und davor hat die europäische Diplomatie einen heillosen Respekt. Diese marokkanische Frage, die seit Heinrich dem Seefahrer so oft schon die Gemüther der Staatsweisen erregte, ist eben das würdige Seitenstück zur „orientalischen“, gleich dieser ein Noli me tangere geworden; so feidenweich verpackt, ein wunder Punkt, so sorgsam in antiseptische Gleichgewichtsaumwolle eingewickelt, daß man sie bei Leibe nicht entfüllen möchte. Für den dormaligen speziellen Zwischenfall liegt aber eigentlich auch gar kein Grund zu

theoretischen Erörterungen vor. Der Sultan mißbilligt selbst ganz sicherlich diese Ausschreitungen seiner rüppigen „Unterthanen“ und möchte dieselbe ohne allen Zweifel sehr gerne auch zu Baaren treiben, wenn er's nur im Stande wäre. Er wird zur Konferenz sagen: Ja, meine Herren, es thut mir wirklich sehr leid, daß diese fatalen Dinge passiren, aber ich kann bei bestem Willen nichts dagegen machen. Mit dieser ehrlichen Antwort würde man billiger Weise sich begnügen müssen. Das kommt eben davon, wenn man „unabhängige“ Barbaren-Staaten als solche weiter aufrecht erhalten will, oder leider Gottes auch recht erhalten muß, die seit lange schon keine moralische Erstlingsberechtigung mehr haben.

Der bevorstehende Zug des Sultans von Marakesch nach den Küstenstädten seines Reiches wird demnach nichts weniger als eine Vergnügungsexpeditio für ihn bilden. In einer derselben werden ihn wohl die Vertreter der europäischen Mächte „freundlichst begrüßen“, aber das dicke Ende wird dann die Hauptrolle dabei spielen. Ein jeder von diesen Herren bringt eine derartig umfangreiche Liste von Reklamationen und Erstattungsanprüchen in seinem Portefeuille mit sich, daß es dem armen Groß-Scherif darob förmlich schwarz vor den Augen werden dürfte. Und das kommt wieder davon, wenn man auf die papierene Landkarte seines Reiches durchaus Gebiete und Völkerschaften setzen will, die man thatächlich zu beherrschen nicht im Stande ist.

Bisher haben denn auch die Legationen die Freilassung der Gefangenen auf dem einfachsten, kürzesten und nach Lage der Verhältnisse auch natürlichem Wege zu erreichen verucht, nämlich durch möglichst direkte Verhandlungen mit den Piraten. Zu diesem Zwecke hat die „Lombardia“ einen Sack mit hundertfünfzigtausend Franken an Bord genommen, als sie zum zweiten Male nach der Bucht von Alhucemas dampfte. Sie ist jedoch unvorrichteter Dinge wieder zurückgekehrt, die Nisioten haben dies Angebot abgelehnt und ihre ursprünglichen Forderungen erhöht. Weder Bitten noch Drohungen ihres Stammesgenossen, des „Khalifa“ (Vize-Gouverneur) von Tanger, den man seitens der marokkanischen Regierung als Mittelsmann dem Kommandanten der „Lombardia“ beigegeben hatte und der ihnen vor den strafenden Donnerkeilen des Sultans bange machen sollte, haben dagegen etwas ausgerichtet. Dieser kluge Staatsbeamte hat sich trotz seiner Blutsverwandtschaft mit den Piraten wohl gehütet, das ungemüthliche Gestade seiner engeren Heimath zu betreten, sondern es vorgezogen, vom sicheren Bord der „Lombardia“ aus durch Abgesandte mit ihnen zu verhandeln. Die Aktien der Strandräuber stehen sozusagen al pari mit denen der Großmächte. Man hat ihnen nämlich gleichfalls Leute „abgeschickt“, welche sich in den Gefängnissen zu Tanger und im Fort von Alhucemas in Gewahrsam befinden. Die Freigabe dieser Stammesgenossen fordern sie als Draufgabe zu den hundertfünfzigtausend Franken. Das scheint aber wieder dem Sultan von Marokko nicht zu passen, weil er erstens mit dem Stamme eben auch mancherlei andere, eigene Rechnungen auszugleichen hat, und außerdem durch Erfüllung dieser Bedingungen die Nisioten als unabhängigen und gleichberechtigten Kontrahenten anerkennen würde. Die europäischen Gefangenen scheinen inzwischen an der Börse von Bokona als Handelswaare sich eines gewissen Marktwertes zu erfreuen. So hat ein biederer Nis-Bürger, Namens Alusch, einen Italiener dem Stamme, als dessen Gemeingut die Kastris natürlich betrachtet werden — ein beinahe humoristisches Detail dieser im ganzen sonst immerhin ernsten Angelegenheit — für 237 spanische Thaler abgekauft, um ihn nur gegen drei seiner Anverwandten, welche theils zu Tanger, theils zu Alhucemas gefangen sitzen, auszutauschen.

Trotz all' dieser augenblicklichen Schwierigkeiten wird man schließlich aber denn doch jedenfalls das Ziel, die Befreiung der gefangenen Seeleute erreichen. Mögen die Nisioten sich auch eine Weile lang noch zieren und sträuben, das schöne Geld können sie doch zu gut gebrauchen, um seinem verlockenden Klange auf die Dauer zu widerstehen. Hauptsache aber wäre es dann, endlich einmal dem Unfug der Nispiraten für die Folge wirksam vorzubeugen, und es könnte nur durch Errichtung einer ständigen Strandpolizei in ihren Gewässern geschehen. Mehrere ganz kleine Kriegsfahrzeuge mit sehr geringem Tiefgang, europäischer Bauart — Freiwilligen — und Marine-Geschützen, ferner ein paar Forts an geeigneten Stellen des Strandes. All das unter dem Oberkommando des Diplomaten-Konzerts zu Tanger und auf Kosten des Sultans von Marokko. Er selbst würde sich wohl kaum weigern, darauf einzugehen.

Inzwischen scheint die Beruhigung anderer Theile des Scherifenreiches gute Fortschritte zu machen. Aus Marakesch,

würde
es gut
ragen.
Bater
immer
angelegt
Dielen
kunden
es ge
es ja
ist, so
onte.“
er aus
iemals
was zu
eres zu
da Du
later an
und sie
en, als
ten, ar
um den
nicht:
ist, Geld,
ihrem
gedreht,
en, daß
diesen
aufge
ich und
sieht ihr
und ein
en Vor-
Onkel
t Alles,
; aber
en und
uir ge
Neben!
est nach
Du Dir
Dir ein
a Stolze
rdammt
alte ich
Gramen
so sind
zusehen,
lenbung



wird nämlich gemeldet, daß dortselbst der Oheim des Sultans, Muley Dinnan, aus der aufständischen Provinz Sus mit nicht weniger als 2500 Gefangenen eingetroffen sei. Auf diese Weise kann man allerdings die Provinz gründlich beruhigen. Wenn man so bald wie möglich noch weitere 25- oder 30000 Menschen wegschleppt und nur die Weiber mit ihren Säuglingen allda zurückläßt, so wird mindestens für die nächstfolgenden zwanzig Jahre in besagter Provinz Sus sicherlich kein Aufruhr mehr zu befürchten sein.

Doch das sind innere, häusliche Angelegenheiten des Sultans, für die wir uns eigentlich gar nicht einmal besonders interessieren. Mit einigem Vergnügen vernehmen wir dagegen die Nachrichten von Vorbereitungen zu einer Gesandtschafts-Expedition, welche Se. Scherifische Majestät demnächst an die Höfe seiner europäischen „Vettern“ und Freunde abzuschicken beabsichtigt. Es soll dies wohl eine Art Fortsetzung jener anderen ähnlichen Mission sein, die vor etwa zweieinhalb Monaten von Tanger auszog, gleich auf ihrer ersten Station, in Paris, jedoch bereits ein jähes Ende fand. Nachdem sie dort der Reihe nach bei Herrn Felix Haue, der Nientrimstramshändlerin Madame Jaluzot im „Printemps“ und bei den Kennen von Longchamps kaum ihre Antrittsbesuche abgestattet hatte, war ihr Chef Sidi Mohamed ben Mussa plötzlich verrückt geworden. Man schiffte sich auf einen von der französischen Regierung zur Verfügung gestellten Kreuzer schleunigst wieder zur Rückkehr nach Tanger ein.

Allerlei.

Waldbrände in Lappland. Ueber den phantastischen Eindruck der Verwüstung, welchen ein Waldbrand in den ungeheuren Wäldern Lapplands hinterläßt, schreibt L. Bassage in seinem kürzlich veröffentlichten Buche „Schweden“ (Berlin, Fontane u. Co.): „Der Fluch dieser lappländischen Waldlandschaften ist das Feuer. Woher es kommt und wie es entsteht, ist in den meisten Fällen nicht auszumachen; man fragt auch nicht viel danach, man nimmt es hin als eine Schickung. Es brennt hier im Sommer und im Winter, zu jeder Jahreszeit; es werden Tausende von Morgen Wald in kurzer Zeit zerstört, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, das Feuer zu löschen, denn wo kämen die Menschen dazu her? Man läßt es eben brennen, so lange es will. Auch hat das Holz hier wegen Mangels an Transportmitteln so gut wie gar keinen Werth. Ein solcher verbrannter Wald (Brännland) ist nach vielen Jahren das Ungeheuerlichste, was man nur sehen kann. Anderswo, wenn der Wald dicht bestanden ist, stürzt bei einem Brande Alles wie in einem Scheiterhaufen zusammen? Bei dem lappländischen Wald beschränkt sich aber das Feuer im Wesentlichen darauf, auf dem Boden hinzukriechen und den Fils zu verzehren, welcher ihn bedeckt. Trifft es nun auf einen Baum, so züngelt die Gluth nur an diesem in die Höhe und nähert sich von der vorzigen Rinde und den Nadeln; das Holz, der Stamm selbst, wird fast gar nicht angegriffen und von dem Feuer nur gefahrträchtig. So kommt es, daß Tausende dieser angebrannten Bäume stehen bleiben, wie schwarze zum Himmel schreiende Gestalten. Andere, welche unten vom Feuer verzehrt worden, sind zu Tausenden umgestürzt und liegen am Boden, noch andere hat man mit der Art gefällt, aber liegen lassen, wohin sie gefallen sind: vielleicht wollte man sie später fortkchaffen, hat es aber wegen der zu hohen Kosten und aus Mangel an Arbeitskräften doch unterlassen. Diese liegenden Bäume, die einer langsamen, aber sicheren Verwöderung entgegensehen, sind nun sehr selten. Leiden sind sie alle, und sie liegen auch alle wie auf einem Schlachtfelde, wild nebeneinander und aufeinander. Alle sind von der Rinde entblößt, man erblickt nur ihr Holz, oft geschwärzt, oft vom Wetter weiß gebleicht. Hier windet sich ein Stamm wie im Tobekampf; dort lehnt einer gleichsam auf den ausgestreckten Armen, seinen kalten und bleichen Kellern; ein dritter liegt in ganzer Länge am Boden und ist schon halb in den Moosen begraben, welche an seinem Leibe herauswachsen. Ein Maler könnte hier Hunderte von diesen Baumleichen zeichnen, ohne eine einzige Wiederholung zu finden. Es giebt auch Stämme, welche beim Sturze mitten durchgebrochen sind. Von anderen hat sich die Krone losgelöst, und ist es die einer Kiefer, so erblickt man ein krauses Gewirr bleicher Nester in den seltsamsten knorrigen Windungen und Verzerrungen. Sind viele Jahre seit einem solchen Waldbrande verstrichen, dann sprießt schon wieder munter der junge Nachwuchs auf: Nichten und Niefeln, seltener Laubbäume; aber im Ganzen empfängt man doch den Eindruck, daß der Wald ohne die nachhelfende Hand des Menschen nicht mehr seine frühere Bedeutung verlangen wird. Auf manchen Flächen wuchert das Heidekraut so stark, daß es überhaup keinen Baumwuchs mehr aufkommen läßt. — Nun giebt es in den Lappländern aber auch Stellen, wo man den kahlen Wald abflächlich „schwendet“, um ihn nicht bloß zu vernichten, sondern auch, um mit seiner Asche den neuen Boden zu düngen. Das ist kein Waldbrand im Sinne der Jagdordnung, das ist eine Eroberung für die Kultur, nämlich die Bildung

eines Swedjelandes. Es scheint, daß man gerade jetzt anfängt der Waldstätte diese Ackerstücke abzuräumen, darauf die Gerste und Kartoffeln vortreflich gedeihen; und in der That, die ganze Zukunft Nordschwedens beruht auf dieser Eroberung.“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Der Erhaltung der Kriegsbrauchbarkeit der Waffen wird in der Armee die größte Aufmerksamkeit zugewendet, und der Dienst der Waffenoffiziere, welche für das Waffeninstandhaltungs- und Waffeninstandsetzungsgeschäft, sowie für den gesammten Waffendienst innerhalb des Bataillons Organe des Bataillonskommandeurs sind, ist daher ein verantwortungsvoller. Dieser Dienst erlangte bisher einer allseitigen Ueberacht. Eine soeben im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienene Schrift „Der Dienst des Waffenoffiziers bei der Infanterie“ von Maltiz, Premierlieutenant (Preis 80 Pfennige), wird daher um so willkommener sein, als das in ihr für alle Fälle des Waffeninstandsetzungsgeschäftes Niedergelegte zugleich auf den Erfahrungen eines langjährigen praktischen Dienstes als Waffenoffizier beruht, sowie Verneinungen und Hervorhebungen dabei bemerkt werden konnten, die bei Gelegenheit von Waffenbesichtigungen durch die Waffenoffiziere im Interesse der Kriegsbrauchbarkeits-erhaltung der Waffen abgegeben wurden. Die Schrift ermöglicht es, sich in dem Dienst, welcher oft auch vertretungsweise ausgeübt werden muß, leicht und selbstständig zurechtzufinden.

— Hausfrauen und allen jungen Damen, die dem Bereiche der Küche nicht fern bleiben wollen, sondern in dem Zubereiten schmackhafter Speisen einen der erbaulichsten Zweige des weiblichen Berufes erbliden, mögen das in zweiter Auflage bei Schulz u. Co. Berlin S.W., verlegte **Kochbuch Germania** von Elise W. S. Schult, 256 Seiten stark, in Roth und Gold gebunden, Preis 50 Pfennig, nicht übersehen. Für die bürgerliche Küche bestimmt, enthält das Kochbuch zahlreiche gute Rezepte und manche guten Winke, die der Beachtung und Befolgung würdig sind. Der Einband in rothem Leinen und Goldprägung ist sehr geschmackvoll und läßt in seiner feinen Pracht geradezu vermuthen, daß er eine Sammlung lyrischer Gedichte umschließt.

— Vor Kurzem sind vom Hauptmann Hoppenstedt zwei kleine Schriften über Truppenausbildung, betitelt „Zeitgenäher Dienstunterricht“ und „Unteroffizier-Aufgaben“, herausgegeben, welche lebhaft Beachtung gefunden haben. Hauptmann Hoppenstedt läßt nunmehr in Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin eine dritte Schrift: „**Schützengassen**“. Drei Unterrichtsstunden im Gelände (Preis 1,20 Mark) erscheinen, in der ebenfalls auf apostrophische Weise dem Offizier und Unteroffizier die Wege dargelegt werden, wie die Mannschaft für das Schützengasse, insbesondere für das ungeleitete, vorzubilden und wie vor Allem über das Wesen des Kriegsschießens selbst eine richtige Anschauung zu gewinnen sei. Auf die Vorbildungen zum geschicktmäßigen Schießen legt der Verfasser ein großes Gewicht; in ihnen findet er den geeigneten Boden für eine geistliche, wifungsvolle Heranbildung des einzelnen Mannes zum Kriegsschützen. Der Verfasser führt den Mann zunächst im Vorpostendienst in Lagen, in denen er allein auf sich angewiesen ist. Diese Uebungen werden ein derart mächtiges Hülfsmittel zur Erweckung der Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit im Denken und Handeln bilden, daß es auch im Conflict sich beharren wird. Der zweite Theil, der Haupttheil, ist dem ungeleiteten Feuer im Schützengasse gewidmet, für dessen Uebungsbeispiele ein Vertheidigungsgasse gewählt ist, bei dessen praktischer Durchbrechung zweckmäßig Beispiele aus der Kriegs- und Regimentsgeschichte eingeflochten werden können. Durch diese Methode wird der Kriegsbereitschaft besonders genutz werden, indem dieselbe die Kriegswirklichkeit der Friedensthätigkeit als Vorbild giebt. Der dritte Theil der Schrift verfaßt den besseren Theil der Kompanie zu Gruppenführern auszubilden, um die Kampfesfähigkeit einer Truppe zu erhöhen, was nur erreicht werden wird, wenn ein recht großer Theil seiner durch sorgsame Ausbildung erlangten besonderen Tüchtigkeit verhalet. Die Schrift wird daher sowohl dem Offizier wie dem Unteroffizier von Nutzen sein.

— Die **Malteser**. Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerischen Entwurfes von Heinrich Vullhaupt. 2. Auflage. Elegant broschirt 2 Mk. In seinem Original-Einband 3 Mk. Oldenburg, Schulische Hof-Buchhandlung (H. Schwarz). Vullhaupt's historische Tragödie „Die Malteser“ erscheint nach einer längeren Reihe von Jahren nunmehr in zweiter Auflage, und zwar in der Gestalt, die das Drama auf der Bühne angenommen hat und in der es auf den namhaftesten deutschen Theatern gegeben worden ist und noch gegeben wird. Der als Dramatiker und Dramaturg hochberühmte Verfasser entrollt hier an der Hand des Schillerischen Entwurfes, nachdem er in einem Vorwort seine Stellung zu demselben ausgesprochen hat, mit genialer Meisterchaft ein deutsches Kulturbild von machtvoller, wahrhaft erschütternder Wirkung. In geschmackvollem Original-Einband, in dem das Buch nur 3 Mark kostet, möchten wir dasselbe als Weihnachtsgabe ganz besonders empfehlen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ehieler, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.